

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 24 (1940)
Heft: 5-6

Rubrik: Aus dem Idiotikon

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ristisch"! Und das unglückliche Subjekt! dessen Sinn von tausend Deutschen kaum einer aus dem Wort erklären kann! Beruht es doch auf dem Geheimwortschatz der Philosophen. Und nun subjektiv: „Ich persönlich habe rein subjektiv durchaus nichts dagegen“. Und Subjektivität, subjektivistisch, welche Wortmacherei, Geheimtuerei, Wichtigtuerei! „Philosophisches Blendol“ hat einer diese spitzfindige Fremdwörterei genannt.

Und hat nicht schon Gottsched, auf seine Art und an derselben Krankheit leidend, den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er von den gelehrten Sprachverderbern schreibt:

Sie wollen sich en parlant von der Canaille distingueren.

Zur Aussprache des Hochdeutschen.

Im Zeitalter des Mundartüberschwangs und anderer Auswüchse des schweizerischen Nationalgefühls ist es besonders anerkennenswert, ja fast eine mutige Tat, daß der zürcherische Erziehungsrat „nach Anhörung der Konferenz der Kapitelspräsidenten“ beschlossen hat, den Lehrern sämtlicher Schulstufen im Amtlichen Schulblatt vom 1. April 1940 eine „Anleitung zur Aussprache des Hochdeutschen an Zürcher Schulen“ zu geben, die sehr vernünftig gehalten ist und einen entschiedenen Fortschritt bedeutet, aber auch vor Übertreibungen warnt. Die Vorbemerkung lautet:

„Eine reine deutsche Aussprache ist für die Schüler nicht nur im Verkehr mit Reichsdeutschen, sondern ebenso sehr mit allen Anderssprachigen, nicht zuletzt mit welschen und tessinischen Mitgenossen, von großem Vorteil. Es ist aber durchaus nicht nötig, daß sie völlig identisch mit der bühnen-deutschen Aussprache sei. Alle bedeutenden Phonetiker, vor allem auch Siebs und Drach, betonen den Unterschied in der Zielsetzung zwischen Bühne und Schule. Merkwürdigerweise haben Beobachtungen der letzten Zeit gezeigt, daß an manchen Primar- und Sekundarschulen im Bestreben, eine möglichst reine Aussprache zu erzielen, eine direkt* falsche, „überweiche“ Aussprache gelehrt wird. (Bei ch-Endung durchweg Ich-laut!) Anderseits bleiben sehr schwerwiegende Fehler gänzlich unbekämpft. Die untenstehende Norm, die vorgeschlagen wird, weicht einzig in der Aussprache des -ig vom Bühnen-deutschen ab. Bereits hat sie sich im Eidgenössischen Sängerverein durchgesetzt; es sind auch Bestrebungen im Gange, sie am schweizerischen Radio einzuführen. Sie dürfte geeignet sein, den gefühlsmäßigen Widerstand gewisser Volkskreise gegen eine gepflegte Aussprache zu vermindern.“

Sehr gut sind auch die allgemeinen Ratschläge:

„Auf allen Schulstufen ist auf eine deutliche, doch nicht zu laute Aussprache hinzuwirken. Die Deutlichkeit der Aussprache beruht auf der klaren Artikulation, ganz besonders der Konsonanten. Wo im Chor gesprochen wird, soll nicht überlaut, sondern im Einzelsprecherton geredet werden. Im Interesse einer richtigen sprecherischen Erziehung liegt es, daß der sprechende Schüler sich stets der Klasse zuwendet. Bei der Rezitation ist ein natürliches, dem Dichtungs- und Stilgehalt entsprechendes Vortragen anzustreben.“

Im besondern verlangt der Erziehungsrat u. a. Übungen in der Unterscheidung von offenen und geschlossenen Selbstlauten, dies wohl hauptsächlich der Ausnahmen „Erde, Schwert, Pferd“ usw. wegen, wo wenigstens im dichterischen Vortrag, abweichend von der Mundart und auch von unserer schriftsprachlichen Gewohnheit, langes geschlossenes E gesprochen werden soll. Wichtiger scheint uns das Endungs-E, das auch Lehrer und andere Erwachsene häufig wie die ABC-Schützen als geschlossenes E sprechen, während es doch

genau so zu sprechen ist wie im Schweizerdeutschen. Das E in hochdeutsch „Hütte“ ist genau gleich wie in schweizerdeutsch „Hütte“. Sehr wichtig ist die Unterscheidung zwischen dem Ach- und dem Ichlaut; denn verbreitet ist immer noch die rauhe „urhige“ Aussprache des Eh in „ich, mich, nicht, schlecht und recht“ usw. Daß es aber auch schon Lehrer gibt, die den weichen Laut auch nach A, O, U, Au anwenden, ist natürlich eine lächerliche Übertreibung und höchstens als Zeichen politischer Unbefangenheit und künstlerischen Eisers einigermaßen erfreulich. Berechtigt ist für die Schweiz auch die Abweichung vom Bühnendeutsch in der Aussprache der Endung -ig, die auf der Bühne und auch sonst in Deutschland wie -ich gesprochen wird, also ewig wie ewich, einig wie einich. In Verlegenheit kommt man aber mit der Aussprache -ig (mit G), wenn an das Eigenschaftswort die Endung -keit gehängt wird. Spricht man auch da ein G, so läßt sich dieses vom folgenden K nicht unterscheiden, und man spricht einfach Ewigkeit, Einigkeit. Man hört deshalb in Zürich ganz fortschrittliche Lehrer, die nie „ewich“ oder „einich“ sprechen würden, trotzdem aber sagen „Ewigkeit“ und „Einigkeit“. Ist das nötig? Es bedeutet für den Schüler eine Erschwerung. Wir würden in solchen Fällen ruhig „Ewigkeit“ und „Einigkeit“ sagen, aber natürlich nicht „Ewigkeit“ und „Einigkeit“, was man auch hören kann. Endlich verlangt die Anleitung auch, daß die Mitlaute P, T, K „in Abweichung vom Schweizerdeutschen“ immer „gehaucht“, gemeint ist wohl: „be haucht“, d. h. mit nachfolgendem Hauchlaut H gesprochen werden, also Phaar, Thier, Khuh, aber natürlich wieder nicht Kchuh. Doch ist die Weisung beigefügt: Man hüte sich vor Übertreibungen. Als solche wirkt, außer im dichterischen Vortrag, dieses H leicht vor unbetontem E, besonders in Endungen: ketthethe, husthethete.

Die Anleitung schließt mit dem ausgezeichneten Rat, in jedem Schulhaus, das ein Grammophon besitzt, die Sprechplatte von Emil Frank: Lautschulung (Eigenarten und Unterschiede der deutschen Lautbildung im Vergleich zur mundartlichen Aussprache), His Master's Voice FK 269 (Fr. 4), anzuschaffen, allenfalls auch die von ihm besprochenen Prosa- und Poesieplatten.“

Aus dem Idiotikon.

119. Heft (Fortsetzung). Huber & Co., Frauenfeld.

Das Hauptwort „Stecke“ hat ungemein mannigfaltige Bedeutung; es kommt daher auch in vielen Redensarten und festen Wendungen vor. Verbreitet ist als Ausdruck des Abscheus die Redensart, „eine oder eini nid emal mit-eime Steckli arüere möge“. So sagt bei Gotthelf Joggelis Tochtermann von seiner Frau Eliji: „Wenn er gewußt hätte, was sie für ein wüstes Reibeisen, eine häßlige Krot, eine faule Sau sei, er hätte sie mit keinem Stecklein anröhren mögen“. Häufig ist das Steckli im volkstümlichen Spiel; so gibt es ein Stecklischmecke und ein Stecklizieh, wobei zwei Gegner, bes. Alpler, ihre Körperfraft messen, indem sie, die beiden Enden eines Stockes fassend, einander gegenseitig zu sich herüberzuziehen trachten. Das wird auch bildlich verwendet; so erzählt Balmer von einem Mädchen, in dessen Herzlein hätten „Angst u Freud z'säme Steckli zoge“. Häufig sind natürlich die Beispiele, in denen der Stecken zum Schlagen dient. In Brütten (Zürich) wird 1687 dem Sigristen befohlen, er „soll sich mit Stecken und Ruten versehen, die Jugend und die Hunde im Zaume zu halten“. Mit Hilfe eines mit Teufelsalbe beschmierten Steckens kann man nach einem Innerrhoder „Malefizbuch“ von 1603 Menschen, Vieh und Wetter verzaubern. Wenn man mit einem Stecken, den

*) „Direkt falsch“! „Geradezu falsch“ hätte es nicht getan. St.

man bei Neumond an einem Dienstag unter den drei höchsten Namen geschnitten, auf einen mit einem Kittel bedeckten Schermaushausen schlägt und dabei den Namen eines Feindes ausspricht, „so trifft man diesen ebenso hart, als wenn er selbst darunter wäre und doch viele Meilen von dem Orte ist“. Von den Föderalisten, die 1802 einen Aufstand gegen die helvetische Regierung versuchten, waren nur etwa ein Drittel mit Gewehren, die übrigen nur mit Stecken bewaffnet, weshalb es zum „Stecklikrieg“ kam. Wichtig ist aber auch der Stecken des Schulmeisters. In einer aargauischen Schulordnung von 1495 werden die Lehrer vermahnt, die Kinder nicht mit Stecken, sondern nur mit Ruten zu strafen. An dem über die Schulter gelegten Stecken kann man allerlei tragen; an diesen Tragstecken ist zu denken bei der Stelle in Jos. Simmlers „Regiment gemeiner loblicher eidgnoschafft“ (1517), wo es heißt: „Es ist ein Sprüchwort etwan gewesen, es möge einer gold öffentlich an einem Stecken durch die Eidgnoschafft sicher tragen“. Den Gedanken, daß niemand unerschlich sei, drückt der Appenzeller so aus: „Weg eme Stecke lod-men e ken Hag abgo“. Häufig ist der Stecken als Wanderstab. Auch der habliche Bauer schnitt sich früher seinen Stecken selbst aus einem Dornstrauch oder einem Eichenstammlein. „Stecklirite“ heißt: zu Fuß gehen (ähnlich: auf Schuflers Rappen). Ist der Weg kotig, so hat man nachher „Dreck am Stecke“, d. h. eine ehrenrührige Vergangenheit, schlechten Ruf u. dergl. Die Rafzer spotten: „Eglisau ist au kei Stadt, es ist ja nur en Flecke; die schönste Maidli alli drinn, die gönd am Bettelstecke“. Umgekehrt trägt einen Stecken der vornehme Stadtherr; er heißt daher spöttisch auch Stecklumper. Bei Huggenberger steht einmal ein Agent an der Türe, „Goggshuet und Steckli i der Hand“. 1636 tadelte der Zürcher Geistliche Breitinger, daß Söhne und Tochtermänner von Geistlichen „aufziehen gut alamodisch, mit Edelmanns Stäcklinen, mit Göllern . . .“ 1724 schreibt der Berner Rat an die Dekane, sie sollen die ihnen unterstehenden Landpfarrer ernsthaft ermahnen, bei ihren Besuchen in der Stadt ordentlich in Mantel und Kragen und nicht „in Halstuech und Stecken oder Cane“ sich sehen lassen. Auch die Studenten und Candidati sollen nicht „im Cannli oder Stecklin“ herumstreichen und ähnliche „Uppigkeiten“ begehen. Ein St. Galler Sittenmandat verlangte 1702 von den Mannspersonen, daß sie „in schwazgen Mäntlen, mit ihren Seitengewehren . . ., nicht aber in Halstüchern oder Marderbälgen, ja gar mit Spazierstecken erscheinen“. Der Stecken ist aber auch Sinnbild der Amtsgewalt, der „Autorität“. Wer „de Stecke i der Hand“ hat, ist Meister; man spricht daher sogar von einem „Meisterstecke“, den man Untergebenen oder auch etwa der Frau zeigen müsse. Als Zeichen seines Amtes trug der Weibel einen Stecken, der „Omesäger“ (Leichenbitter) den langen „Chilchestecke“ mit silbernem Knopf. Als Maßstab dient der Stecken in der Redensart: „Er het uglichlig Stecke“, d. h. er misst mit ungleicher Elle, er ist parteiisch. Bildlich ist der Stecken zur Bezeichnung der Körperbeschaffenheit und -haltung. Bei Gottshelf heißt es von einem Mädchen: „Noch vor einem Jahr sei es nur so ein strubes Kuderbüchi gewesen; jetzt habe es sich freilich ein wenig z'weggelassen, aber viel mehr als ein Erbsenstecken sei es nicht, nicht einmal eine Bohnenstange“. Von den fast unzähligen weiteren Zusammensetzungen seien noch erwähnt: der „Barbilium- (Geisle-) Stecke“, der gedrehte Peitschenstiel aus der Pyrenäenstadt Perpignan (Barbilium!), wo die Erzeugung von solchen seit altersher heimisch ist. Der Lasterstecken war im alten Basel ein entehrendes Strafmittel, nämlich ein 180 cm langer, mit den obrigkeitlichen Farben bemalter Stock, den ein dazu Verurteilter mit sich

tragen mußte, so oft und wohin er ausging. Häufig sind in Redensarten und Vergleichen natürlich die Hag- oder Zun-, die Reb- und die Bohnenstecken. Von einem Hartköpfigen, Unempfindlichen, meist aber von einem, der sich alles gefallen läßt, sagt man, man könnte Hagstecken auf ihm (oder: uf sim Grind) spitzen. Mit solchen Stecken kann man einem auch winken oder deuten. Hagstecken kann es auch regnen oder schneien. Wer eine zahlreiche Verwandtschaft hat, ist „mit alle Hagstecke verwandt“. Eine Schwäizerin „stot bi alle Hagstecke still“. Was für eine Körperbeschaffenheit gemeint ist, geht aus dem Gegensatz hervor, wenn bei Meinrad Lienert einer sagt: „Du bist ein alter Hagstecken und die Köchin ein junges kugelrundes Butterfäßchen“. Von einem, der unerhörtes Glück hat, sagt man in Chur: „Dem tüend au d'Zunstecke uf em Estrig kalbere“. Bei Gotthelf singen Hansjoggi und sein Annemarei auf dem Heimwege, „daß es den Zaunstecken Tränen ausgetrieben“. Aber der Solothurner Schild berichtet von einem billigen Blutstillungsverfahren: „Bluet z'stelle, ziei-me, wered dem das-me dem, wo blüitet, si Taufname seit, e Hagstecke us, dräi de Stecken um und säg derbi der Name wider und steck's Oberteil unger de drei höchste Nämnen is gleich Loch, und 's Bluet stiebt“. Von einem, der am Leben hängt, sagt man in Stammheim: „Wenn de emal sterbe mue, so woter-si allweg au a alle Rebstecke hebe“. Eschmann erzählt von einem steifen Tänzer: „Bim Menuett isch'er umenand' bocket, wie wänn'er en Räbstäcke im Rugge gha het“. Einen Böndl- (Bohnen-) stecken pflanzten einmal (bei Traugott Meyer) die Kinder als Flaggentange auf ihr Schiffchen. Ein lustiger Fall ist der bündnerische „Ganestecke“, ein Spazierstock mit umgebogenem Griff; lustig deshalb, weil „gane“ (wohl aus romanisch cana) für sich schon Stecken heißt und anderswo (auch als Kane, Gan, Gäneli oder Gändli) auch für sich allein vorkommt.

Briefkasten.

W. N., p. Ein niedliches Beispiel von Umtsdeutsch, das Sie uns da senden: „Das Burgerliche Forstamt Bern wird Mittwoch, den 28. Februar 1940, vormittags 9 Uhr, im Forst: 5 Klafter Buchenrundholz, 5 Klafter Tannenrundholz, 70 Abholz- und Asthausen, Zusammenkunft vormittags 9 Uhr auf der Sürstrasse, beim Heiteren Wegweiser; Freitag, den 1. März 1940, vormittags 9 Uhr, im Forst: 60 Abholzhausen, Zusammenkunft vormittags 9 Uhr beim Forsthaus Heitern, 10.30 Uhr Bannwartestation Suri, gegen bar versteigern.“ Wenn auch der Satz in der Zeitung durch die Anordnung etwas übersichtlicher wirkt als hier in unserer fortlaufenden Wiedergabe, so bleibt die Tatsache bestehen, daß die Saizausage heißt: „wird versteigern“, daß aber zwischen das „wird“ und das „versteigern“ 54 Wörter hineingewurstet sind. Es braucht gute Lungen, diesen Satz sinngemäß auszusprechen, aber eigentlich ist das ja gar keine Sprache, nur eine Schreibe, eben Kanzleideutsch. Wie man das hätte besser machen können? — Vor einer so langen Aufzählung hätte man ruhig sagen dürfen: „Das B. Forstamt wird gegen bar versteigern.“ usw. — „Zehnjahresbericht“ oder „Jahrzehntbericht“? Sie ziehen gefühlsmäßig das erste vor? Da spielt wahrscheinlich mit, daß Sie sich bereits an die antijährigen Formen „Vierjahresplan“, „Fünfjahresplan“ usw. gewöhnt haben. Die Wesfallendung „-es“ ist eine ausgesprochene Einzahlendung und verträgt sich deshalb einfach nicht mit dem Zahlwort fünf. Ich würde „Jahrzehntbericht“ entschieden vorziehen. Es bezeichnet eindeutig den Bericht über ein Jahrzehnt.

Allerlei.

Falsch verstanden. Ein Reisender geht im Gasthaus den Gang entlang und muß an der Kirche vorbei. In der Küchentür steht ein junges Mädchen vom Lande, das hier kochen lernen will. „Sagen Sie, liebes Fräulein, würden Sie die Güte haben und mir das Menü verraten?“ erkundigt sich der Gast. Da errötet die Holde und flüstert: „Oh, sehr gern; bitte eine Treppe hoch und dann geradeaus!“